

Zeitschrift: Schweizer Schule

Band: 37 (1950)

Heft: 4

Artikel: Kunst in der Schule : zum Sehen und Erleben der neuesten vier Blätter des Schulwandbilderwerkes

Autor: Pfiffner, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-527551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KUNST IN DER SCHULE

Zum Sehen und Erleben der neuesten vier Blätter des Schweizerischen Schulwandbilderwerkes

Von Paul Pfiffner

Er ist ein lieber Mensch. Aber warum hat die Schule ihn bloß zum Lecken am Wissen erzogen und ihm nie Aug und Ohr für das Schöne geöffnet, nach dem die Menschenseele aus ihrem Wesen heraus dürstet?

Da kommt er zu mir, spricht vom Adlerbild und meint: »Das deutsche ist halt doch besser als das vom Schweizerischen Schulwandbilderwerk; denn dort sieht man die Krallen an den Fängen besser!«

»Noch besser?« frage ich. Dann rede ich mit ihm vom Wetter. Gewiß, ein Adler muß Krallen haben, so gut wie der Mensch seine Fingernägel. Aber wenn einem Lehrer unser Schulbild nicht genug an Krallen zu geben vermag, dann stelle er einen ausgestopften Vogelbalg mit Glasaugen vor sich und seine Schüler hin und streichle dran die Krallen. Er kommt damit ganz sicher auf das gleiche Stumpengeleise wie jenes Primarschulbuch, das wörtlich folgenden »Versuch« empfiehlt:

»Das frische Ochsenauge wird von allen nicht dazugehörigen Teilen befreit und in die Kältelösung gelegt. Das so gehärtete Auge wird mit starkem Messer und Hammer durch einen senkrechten Schnitt, der vom Sehloch zum Sehnerv geht, geteilt.«

Sooo!

Bohrt ein neugieriges Kleinmädchen mit den Fingerchen eine Naht ihrer Spielpuppe auf, um zu erfahren, was im Lederleibe steckt, dann klopft ihm die feinfühlende Mutter auf die Hände. Fuhrwerken aber Schulbuben mit Hammer und »starkem Messer«, aller Ehrfurcht bar und roh, an einem Auge herum, das eben noch das unfaßbare Geheimnis des Lebens erfüllte, dann sagt man dem »neue Schule«. Es ist

eine Schule, die in den Gehirnen der Schwachen Blasen des Größenwahns aufsteigen läßt und in den Seelen der Normalen nach und nach einen Ekel weckt, daß sie in spätern Tagen mit Gertrud von le Fort aufschreien müssen:

Wir sind verdurstet bei eueren Quellen;
Wir sind verhungert bei eurer Speise;
Wir sind blind geworden bei eueren
Lampen;

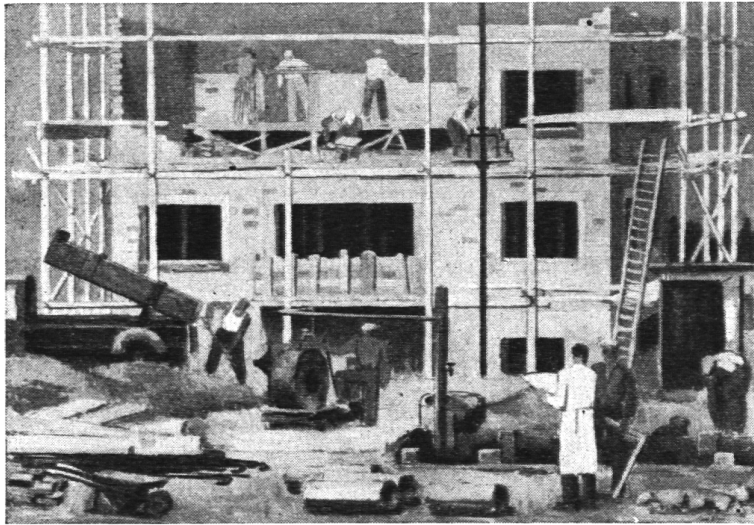
Ihr seid wie eine Straße, die nie ankommt;
Ihr seid wie lauter Schritte um euch
selber.

Nein, nicht solcher Erziehung kann und will das Schweizerische Schulwandbilderwerk dienen. Nicht Schlächtermeister sprechen beim Werden der Bilder das erste Ja oder Nein, sondern Künstler, die wohl das sinnlich Wahrnehmbare nicht übersehen und nicht unterschätzen, aber dabei wissen, daß es höhere Realitäten gibt als Krallen, Haut und Haar und Knochen. Um was sie sich mühen, um was sie ringen, das ist Leben und Schönheit.

*

Leben und Schönheit, das ist denn auch der Gehalt des Schulwandbildes *Hausbau*, vom Maler Karl Bieri geschaffen. Zwar ist da alles wiedergegeben, was bei einem Hausbau an Werkzeugen, Maschinen, Hilfsmitteln und Baumaterialien auf einem Bauplatz zu sehen ist, alles von der Pflasterkelle bis zur Wasserwaage, vom Plan bis zur Bauhütte, von den Ziegelsteinen bis zu den Eisenbändern für die Betonierung. Aber alle diese Dinge zeigt der Künstler nicht bloß in toten Reihen, sondern im Dienste des schaffenden Menschen. Und sucht auch einer vergeblich nach Augen

und Nasen in den Gesichtern der Werkleute, so findet er dafür Leben, wirkliches, wahres Leben in Blick und Griff, in Haltung und Bewegung, ja, er vernimmt selbst



die lebendige Aussprache zwischen dem Bautechniker und dem Polier. Er hört das Klingeln von Hämmern, das Schaben von Pflasterkellen, das Fegen der Schaufel im Sande, das Rattern der Betonmaschine, all das muntere Getriebe genau so, wie es den wirklichen Bauplatz beherrscht. Es klingt in seiner ganzen Fülle heraus aus dem lebhaften Blau und Rot und Weiß, das so geschäftig, laut und froh anspricht. Es rinnt und rieselt und streicht und raschelt in den gedämpften gelben, grünen und grauen Tönen aller Abstufungen und Abschattungen. Und die Linien alle tun mit, die kraftvollen Senkrechten, die aufwärts streben und wachsen, die ruhigen Waagrechten, die geduldig tragen, die bewegten Schiefen und die paar eigenwillig Gebogenen. Sie alle bringen Spannung in das Bild, die Kraft, aus der das Leben kommt und die Lust zum Schaffen.

Sollen wir unsern Schülern hievon erzählen? — Erleben wir das Gestalten des Künstlers, das Wirken seiner Ausdrucks-

mittel zuerst selber! Dann fällt zur rechten Zeit das rechte Wort, begleitet von der deutenden Bewegung. Die Augen der Schüler öffnen sich, und ihr Sehen führt zu ihrem ureigenen Erleben.

Wer solch ein Bild erschauen kann, dem kommt auch die Wirklichkeit viel offener entgegen.

*

Die *Ritterburg* des Malers Adolf Tièche.

»Gut Ding braucht gut Weil.« Beinahe fünf Jahre bemühten sich verschiedene Künstler und Kommissionen um ein Bild der mittelalterlichen Burg. Es war nicht leicht, all den Forderungen unserer Historiker zu genügen und dabei die künstlerische Einheit des Bildes zu wahren. Schwer war es, aus den vielen Einzelwerten eine Ganzheit zu schaffen, die trotz der freien Komposition den Eindruck des wirklich Gegebenen erweckt. Der Maler Tièche hat es fertig gebracht. Mächtig erhebt sich nun die Felsenburg im Vordergrund des Bildes, die bau-



liche Gruppe, die alle wesentlichen Teile eines mittelalterlichen Schlosses wiedergibt. Da streckt sich der mächtige Bergfried hoch empor. Ein fliegender Steg ver-

bindet ihn mit dem stolzen Herrenhaus, das den Rittersaal, Wohnräume und die Küche birgt. Daran schließen sich der Trakt mit den Frauengemächern, die Kapelle, die Wohn- und Wirtschaftsbauten des Gesindes an. Die Ringmauer mit Wehrgang, Turm und Tor und Zugbrücke windet sich um den Hof, in dem der Ziehbrunnen steht und das Blumengärtchen an sonnigem Plätzchen liegt. So sehen wir die Burg, die Wohnstatt von Herrentum und Knechtedienst, von Kampf und Spiel, von Trutz und Minne. Es ist das Heim der Romantik, die die Kleinen schon begeistert, wenn sie von Heinrich von Eichenfels erzählen, und die Großen in ihren Bann zieht, wenn sie mit Parzival nach dem heiligen Grale streben. Es ist nicht ein Museum alter, verstaubter Dinge, dem wir im Bilde gegenüberstehen. Leben blutwarm und frisch erfüllt das Haus, den Hof, Leben ist auf Weg und Steg. Zwar ist es uns nicht erlaubt, in die Kemenate zu schauen, wo die Burgfrau und allerliebste Edelräulein beisammensitzen und mit Seiden-, Gold- und Silberfäden kunstreiche Wandbehänge sticken. Doch fühlen wir, wie sie nahe sind. Der Burgherr aber steht bei einem Gaste dort im Hof, und da sehen wir die Magd, die am Ziehbrunnen sich um Wasser müht. Wir erblicken Kriegsknechte und hören sie von wildem Strauße reden. Ein Roßknecht hält die Gäule fest, die zwei Geharnichte eben grad bestiegen haben. Den steilen Burgweg herauf reiten in lebhafter Gangart Reisige, und weiter unten steigt schwer schreitend ein Häuflein Fußvolk unter wehenden Feldzeichen zur Burg hinan. Mit Farbklecklein bloß und wenig Strichen ist all das Leben aufgeweckt, und doch ist es so wahr, daß man das Schnauben der Rosse, das Aufschlagen der Hufeisen hört, den Schritt und Tritt selbst der heimkehrenden Kriegsknechte.

Herrlich ist der Ausblick von der Höhe. Im Morgendunst scheint eine Stadt zu

schlummern. Doch es ist waches Leben unter all den Giebeln, und das Geknarre von Fuhrwerken und das Handeln geschäftiger Menschen erfüllt bereits den Markt. Von dort aus schlängelt sich der Torweg bergan. Er führt zur zweiten, zur Stadtburg, die wie eine Krone auf dem Felsenhaupte sitzt. Sie blickt hinüber zu ihrer Schwester, fraulich sich mit ihr vergleichend. Sie schaut sinnend nach dem Gottesackerlein innert den Klostermauern, wo Fried ist und Blümlein blühen. Und vergeblich sucht ihr Auge dem Richtplatz drüber auszuweichen, wo Raben schwarz wie Nacht und Tod krächzend Galgen und Rad umfliegen.

Und weiter sehen wir hinein in die Flußlandschaft, ein Schwemmland von vielen Wasserläufen und ungezählten kleinen Inseln. Geräuschlos gleitet ein Kahn hinüber nach der dritten, der Wasserburg, von der ein langer, wackeliger Steg in eine unberührte Landschaft stetzt. Ein Kranz von Wäldern schließt sie ab, überragt von den Kämmen und Zinken und Zacken des Gebirges, das die Ebene einkesselt.

Das Bild ist still und weich, doch unglaublich reich an ausgeglichenen Farben. Es atmet die Ruhe ferner, abgeklärter Geschichte. Der Zauber fremd gewordenen Seins steigt draus heraus und weckt Lust und Phantasie zum Neuerleben alter Zeiten, so reich an Sonnen- wie an Schatten-seiten.

*

Das *Maggia-Delta*. Maler Ugo Zaccheo.

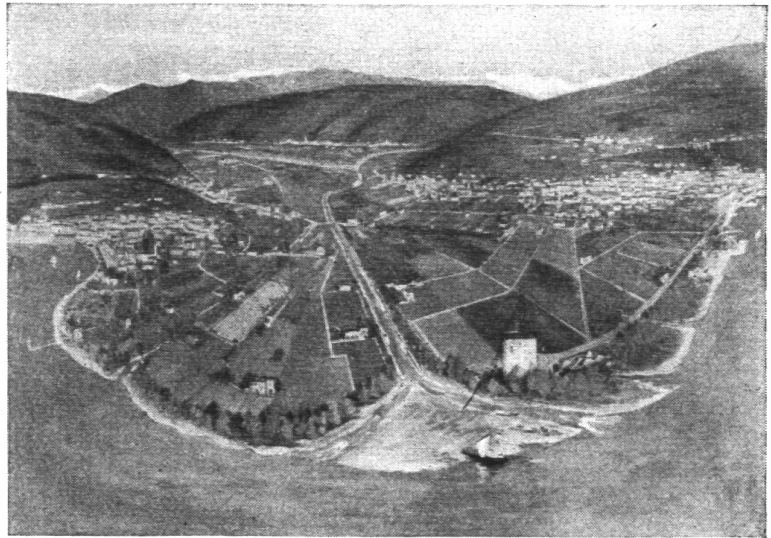
Der Beschrieb zuhanden des Künstlers verlangte, « das Bild soll zeigen: a) Die gegenwärtige Ansicht des Deltas mit den wichtigsten physischen Gegebenheiten, die typischen pflanzen-geographischen Zusammenhänge, die von Menschenhand geschaffenen Verbauungen, Kulturen, Bauten und Verkehrswege. b) Die sichtbaren Zeichen der geographisch-geologischen Entwicklung (frühere Flußbette, Überreste der ursprünglichen Vegetationsdecke».

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sich die Maler hinter dem rechten Ohre kraul-ten, als sie an das Bild dachten, das auf der Grundlage dieser Forderungen werden soll-te. So ein Stück Geographie, das jedermann auf der Landkarte auf seine Richtigkeit nachkon-trolliert mit den »wichtigsten physischen Gegebenheiten« und weitem vorgeschriebenen Wis-senswerten zu malen, kam schon eher einem Tanz im Kettenpan-zer gleich als dem schöpferischen Gestalten aus innerm Erleben, wie es dem Wesen von Kunst und Künstler entspricht.

Und doch, verblüffend ist, wie gut der Tessiner Maler den Weg gefunden hat, den Schulforde-rungen nach der Lehrseite zu genügen, ohne dabei das Künstlerische zu ersticken.

Klar und wahr liegt die Landschaft von Madonna del Sasso bis nach Tegna und noch weiter und von den Schneehäuptern der Gotthardwelt im Hintergrund bis zum Delta des Bergwassers vor uns. Aber nicht weniger entschieden sprechen die künstle-rischen Werte an, die die Seele der Land-schaft enthüllen: ihr Knistern unter der südlichen Sonne, ihre Farbenfreudigkeit bei Vermeidung aller Härten, ihr süßes Sin-gen ohne jeden krankhaft süßlichen Bei-geschmack. Da ist es die Schwere des stahl-blauen Sees, dort das schneefrische Grün des Flusses. Hier ist's das Gelb reifender Frucht und in wohlabgewogener Streuung das Lila blühender Äcker, das singt. Und der warme Ocker sonniger Hänge klingt in das Spiel hinein, und das Violett der Ferne begleitet es. Und wie hineingestreut mitten in das Klingen und Singen erscheint die fröhliche Chiacchierata all der weißen Flek-ken und Flecklein, die Haus und Stadt und Dorf ausmacht von Locarno bis Ascona und mit dem Blau und Grau der Dächer ein

Glöckeln weckt wie Zoccoli auf den Stein-fliesen der Tessinergassen. Wer wollte sie aufzählen alle die Farben, die klingeln wie die Klötzchen oder Plättchen des Xylo-



phons, wenn das Hämmerchen des Meisters drübertanz!

Wirklich, »der Tänzer trägt sein Ohr in den Zehen«. Und ein echter Maler hört mit den Augen die Sprache aller Dinge.

*

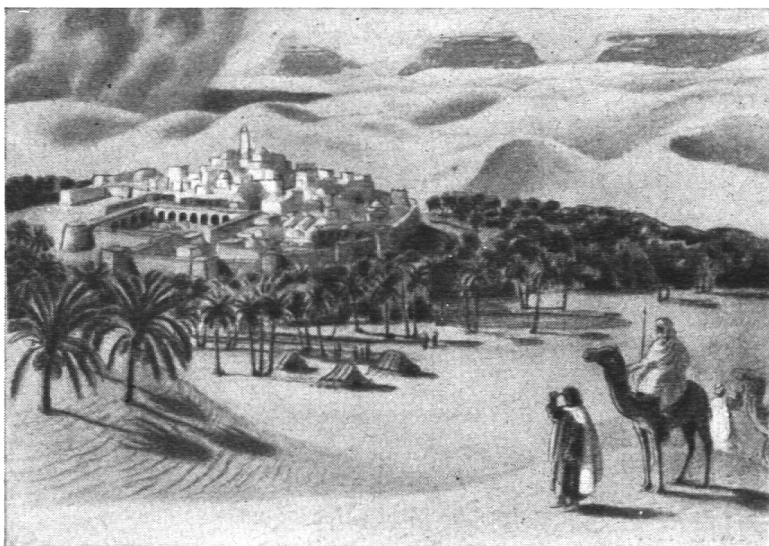
Die Oase. Maler René Martin.

Es ist ein Wurf, dieses Schulbild von der Oase am Rande der Sahara.

Menschenwille hat da eine Siedelung der Wüste abgerungen. Wasser aus gegrabenen Brunnen trinkt die Palmen, die, zum dunkelgrünen Hain vereint, die Oasenstadt mit ihrer Ringmauer, ihren dicht gedrängten, weiß getünchten, kubischen Häusern, ihren von Kuppeln überhöhten Moscheen, ihrem Marktplatz mit den Bogengängen umsäu-men.

Im Vordergrund ist eben die Spitze einer Karawane eingetroffen. Beglückt schauen dunkelhäutige Kamelreiter nach dem erlösenden Orte, der den Durst mit kühlendem Trunke zu löschen, den Hunger mit Speise zu stillen und den Müden Ruhe und Erholung zu bieten verspricht. Die Gesichter der Männer strahlen, und das Weiß

ihrer Mäntel leuchtet mit. Lieblich wie das Traumbild eines schönen Märchens erscheint das Bild.



Aber hart sind die Schatten von Mann und Tier, von Baum und Mauer, hart wie der Kampf des Lebens mit dem Tod der Wüste. Auch er, der Tod, gehört ins Bild der Oase, sonst fehlte ihm die Ganzheit. Der Künstler bringt ihn hinein. Im Sandsturm fährt er wild heran. Einen schwarzen Schatten jagt er vor sich her. Bald verdunkelt der im Lichte zitternde Himmel. Ein paar Augenblicke noch, und die scharf geschnittenen Tafelberge sind verdeckt. Bewegung kommt in das Gewoge der Sand-

dünen. Das Verderben treibt sie gegen die Siedelung der Menschen. Schon haben sie den Palmengürtel erreicht, da und dort bereits durchdrungen und den Fuß von Palmenstämmen tief begraben.

Es ist nicht bloß eine Wüstenvedute, was René Martin aus dem Bilde auf uns wirken läßt. Es ist der Sturm des Unheils, den keine Schranke zu bannen vermag; es ist die Hitze, die selbst den Sand braun röstet; es ist ein Wüstenerleben in seiner ganzen Fülle: traumhaft schön und furchtbar hart in einem.

*

Die vier neuesten Bilder sind eine Bereicherung des Schweizerischen Schulwandbilderwerkes, sie sind aber auch eine Bereicherung jedes Betrachters. Doch werten wir sie aus! Suchen wir darin nicht bloß nach Krallen und nach Häuten, nicht bloß nach totem Stein und Sand, sondern entdecken wir das Leben, seinen Hauch und Atem und das Schlagen seines Herzens im Jubeln wie im Beben! Denn um dieses Leben rang allem voran der Künstler, und er gab es uns im Bild aus Schöpferkraft.

ANSCHAULICHKEIT IM BIBELUNTERRICHT

Von J. Fanger

Der Anschaulichkeit ist nicht Genüge geleistet durch Vorzeigen von Bildern allein. Der Stoff der Hl. Schrift verwirrt die Schüler oft durch seine Vielfalt von Ereignissen und Ortsbenennungen (Abraham, ägyptischer Josef, Moses, Tobias, Christus, Apostel, besonders der hl. Paulus usw.). Es soll deshalb versucht werden, an je einem Beispiel aus dem AT. und NT. eine Anregung

zu bieten, wobei von Nebensächlichem abgesehen werden muß. Weil sich diese Arbeit nur mit der anschaulichen Verbindung von Ort und Ereignis beschäftigt, mag der Eindruck entstehen, ein solcher Unterricht versinke in oberflächlichem Schematismus. Allein die äußere Veranschaulichung darf nur ein untergeordneter Teil, ein Hilfsmittel des Unterrichtes sein, über der die